

# Der Schweizerkönig [Fortsetzung]

Autor(en): **Lavater-Sloman, Mary**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 36

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754836>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MARY LAVATER-SLOMAN

# Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIEFEN  
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN  
AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

Copyright by Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat der elsässische Weinhändler Wacher einen Streifzug mit einem Basler Fuhrhalter. In die strittige Sache mischt sich das Reichskammergericht zu Speyer, aus welcher Einmischung ersichtlich ist, wie schwach es noch um die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom deutschen Reich bestellt ist. Der Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein erkennt von Anfang an, daß es im Wacher'schen Fall nicht um bloß baslerische, sondern um eidgenössische Interessen geht, und er erzwingt mit zähem Eifer und trotz der für ihn schmerzlichen Zurückhaltung seitens der katholischen Orte, zu den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück zugelassen zu werden, wo er sich für die schweizerischen Interessen einzusetzen gedenkt. Im Dezember 1646 verabschiedet er sich von seiner Frau Anna-Maria und fährt zusammen mit seinem erst 15jährigen Sohn Fritz, seinem Neffen und Schreiber Ruedi Burckhardt und seinem Diener Gigigshans rheinabwärts. Bei ihrem bescheidenen Einzug in die Konferenzstadt Münster nennt einer der Torwächter den ankommenden Bürgermeister spottweise «Schweizerkönig». Sein erster Gang gilt dem Vertreter Frankreichs, dem Herzog von Longueville, Fürsten von Neuchâtel, bei dem er sich als senkrechter Schweizer einführt. Der französische Gesandtschaft gehörte der Höflich Graf d'Avaux an, der außer seiner Gemahlin auch seine Freundin, die Demoiselle Lucinde, mit in die Konferenzstadt gebracht hat. Fritz, Wettsteins Sohn, fängt angesichts des reizenden Fräuleins sofort Feuer und weiß sich der Dame zu nähern, die ihm als willkommenen Gegenstand zu tändelnder Liebelei betrachtet. Inzwischen hat Vater Wettstein den Kontakt mit der kaiserlichen Gesandtschaft aufgenommen und eine Audienz bei dem Grafen von Trautmannsdorf erwirkt. Ihr gehören ferner der Graf von Nassau und Dr. Volmar an, der dem Basler Bürgermeister freundschaftlich gewogen ist und ihm nach erfolgter Konferenz auf dem Heimweg allerlei Fingerzeige gibt.

3

In nächster Zeit werde ich Ihnen nicht zur Seite stehen können, denn morgen reist unsere Gesandtschaft nach Osnabrück. Wir müssen uns endlich mit den Schweden auseinandersetzen; es ist in letzter Zeit viel hin und her und kreuz und quer gelogen worden. Wettstein wiegte mißbilligend den Kopf, und Volmar wünschte, sich vor dem ehrlichen Schweizer zu rechtfertigen. «Gewiß halten Sie die Schleichwege der Diplomatie für unser Vergnügen und bedenken nicht, daß wir im Grunde die Ehrlichkeit ebenso sehr lieben wie jeder brave Mann. Sie geben sich nicht Rechenschaft, Wettstein, welche Last es für uns bedeutet, das Nesselhemd der Lüge anzuziehen.»

«Solange Sie nicht zu Ihrem eigenen Vorteil lügen, wird das Nesselhemd Sie nicht verbrennen. Glauben Sie, Volmar, ich kenne den widerwärtigen Zwang zur Umgehung der Wahrheit nicht?»

«Sie und lügen?» Volmar fragte Wettstein mit deutlicher Enttäuschung in der Stimme. «Sagen Sie mir nicht, daß auch Sie lügen müssen.»

«Lügen, nein. Aber ich hülle meine Bergesspitzen in Nebel, wenn ich auf den Hängen gutes Wetter vortäuschen möchte.»

Volmar lachte herzlich auf. «Ich werde Ihrer Gutwetterprognose ein gläubiger Prophet sein. . . so, hier wären wir bei Ihrem Quartier angelangt. Folgen Sie uns bald nach Osnabrück; die Schweden sind eine wichtige Figur auch in Ihrem Schachspiel.»

Ueber die Weihnachtsstage, an denen Wettstein keine Audienzen nachsuchen durfte, wanderte er häufig sinnend in seinem warmen Zimmer hin und her. Einerseits tat ihm das Stillstehen weh, denn das Podagra hielt ihn nun wieder fest in den Klauen, andererseits kämpfte er unablässig im Geiste mit den katholischen Orten. Hin und wieder warf Johann Rudolf eine Zeile auf ein Blatt Papier.

«Morgen schreiben wir einen Brief an die Herren von Zürich», sagte er am Abend des zweiten Feiertages zu Ruedi Burckhardt, aber zuerst spricht er bei Longueville vor; er muß sich vergewissern, ob er die Vertreter der Reichsstände zu unsern Gunsten beeinflusst. Volmar ist zwar ein ehrlicher Freund, sobald er aber die Franzosen uninteressiert wähnt, wird er sich mit unserm Fall alle Zeit lassen. Anfangs des Jahres reisen wir nach Osnabrück, bis dahin sollte sich eine schriftliche Erklärung der Franzosen in Händen haben, unsere kaiserlichen Gönner zu befeuern.»

Er bückte sich im Sprechen, rieb das Knie und nachher mit schmerzlich verzogenem Gesicht die Hüfte.

«Wirst du denn reiten können, Onkel?»

«Es muß möglich sein, Ruedi, ich habe jetzt keine Zeit, krank zu sein. Wo ist Fritz, er soll mir das Knie mit Butter einreiben.»

«Er wird bald zurück sein; er wollte an Stelle des Korporals eigenhändig deinen Brief an d'Avaux bringen. Ich sehe nicht gern, wenn er in der Dunkelheit ausbleibt; es ist viel wildes Volk in den Schenken und auf den Gassen.»

Aber gerade trat Fritz ein, strahlenden Auges, mit glühenden Wangen. Uebermütig schüttelte er den letzten Schnee vom Mantel und lachte nur zu den Mahnungen seines Vaters.

«Auf allen Straßen gehen Träger mit Laternen vor den Karossen her, die ihrer Herrschaft zu dem großen Feste beim Herzog leuchten; es wird heute in seinem Palais getanzt. . . » Fritz brach ab und sah träumerisch vor sich hin. . . wie blaß und irritiert Lucinde gewesen; aber sie hatte sich dennoch gefreut, daß er ihr die Langeweile für eine kleine Zeit vertrieben. . . wie er die Herzogin haßte, dieses hochmütige Weib, das Lucinde von jedem Fest auszuschließen geruhte.

«Woran denkst du, Fritz?» Der junge Bursche errödete und wußte keine Antwort; sein Vater strich ihm lächelnd über den Kopf. «Der Herzog hat auch mir eine Einladung gesandt, aber mit meiner Halskrause und meinem Schusterbart passe ich nicht in den Reigen der Kavaliere, wir sind nicht zum Tanzen hergekommen.»

«Warum kaufst du dir nicht modische Kleider, Onkel, und läßt den Bader kommen, daß er dir ein dünnes Knebelbärtchen zurechtstutzt?» Ruedi hämmerte ärgerlich auf die Tischplatte, und Fritz, der wie erlöset war, daß sein Vater den gefährlichen Weg verlassen hatte, bestürmte ihn auch, einen eleganten Herrn aus sich zu machen, die Mode hindere doch niemanden, ein rechter Mann zu sein.

Aber Wettstein schüttelte lachend den Kopf. «Wenn man von Jugend auf gewohnt war, der Mode zu folgen, gewiß, dann spielt die Mode nur die Rolle eines unter vielen hübschen Nebendingen. Wenn man aber bis in sein Alter den Aeußerlichkeiten keine Beachtung geschenkt hat, so müßte man sich schon in einen lächerlichen Gecken verwandeln, wollte man in letzter Stunde noch mit dem Modedienst beginnen. Hinter meiner Halskrause und meinem breiten Bart steckt mehr als ein paar alte Gewohnheiten, aber das würdet ihr erst begreifen, wenn ich im Spitzengraven mit einem Knebelbart daherspazierte. . . aber genug davon, Fritz, reibe mir noch mein Knie, bevor du schlafen gehst.»

Johann Rudolf hatte stolz gesagt, er habe keine Zeit, krank zu sein, aber damit hatte er wohl den Krankheits-teufel erst recht gereizt; denn am Morgen erwachte er stöhnend vor Schmerz; unbeweglich lag er auf dem Rücken wie ein armes Opfer auf der Folterbank. Aber er

wollte nicht krank sein! «Hans!» schrie er laut und zornig, bring mir die Morgensuppe und einen Strohsack, um den Rücken zu stützen, und der Fritz soll ein Brett suchen, ich will meinen Brief schreiben und werde ihn schreiben.»

Aber der eiserne Wille sprang ihm mehrmals davon wie eine zu stark gebogene Stahlklinge. Zweimal schleuderte Johann Rudolf mit einem erstickten Schrei Brett und Schreibgerät vom Bett, um sich in wahnsinnigen Schmerzen aufzubäumen, aber immer wieder bändigte er den aufsässigen Körper und nahm seine Arbeit von neuem auf. Wenn die rechte Hand vor Qual bebte, hielt er das Gelenk mit der Linken fest, damit die Schriftzüge hart und klar wie immer erschienen. . . Ruedi Burckhardt durfte nicht für ihn schreiben; konnte er nicht zu den Seinen sprechen, so sollten sie doch seine Schrift sehen.

Endlich legte er sich erschöpft zurück und flüsterte mit heiserer Stimme: «Ruedi, lies vor.»

Der junge Mann nahm die Blätter auf und las; von Satz zu Satz wurden seine Worte schneller und die Stimme lauter. Wettstein verfolgte das Mienspiel seines Neffen mit Genugtuung. So würde vielleicht der Inhalt des Briefes auch die Leser daheim mitreißen! Er ballte die Fäuste. Ach, wollte Gott, die Stimme der Beschwörung dränge ein in die harten Herzen der Zögernden. Ruedi kam zum Schluß:

«Wir protestantischen Orte vergessen es Euch nie, Euch Freunden aus den katholischen Orten, daß Ihr Euch vor Jahren nicht habt verführen lassen, als der Kaiser lockte. Damals sollten unsere protestantischen Güter Euch zu reichen Herren machen, wenn Ihr uns verließet und Euch zum Kaiser schlüget. Aber wie ein Mann habe Ihr die kaiserlichen Gesandten abgewiesen und als treue Eidgenossen an der alten Freiheit festgehalten. Draußen im Reich hatten sie schon gemeint, unsern Zwiß zu ihren Gunsten nützen zu können, aber was wissen die haderlustigen Fürsten von unserer Einigkeit. Mögen im Schweizerhaus auch einmal die Türen geschmettert werden, und sausen auch die Fäuste krachend auf den Tisch, sobald wir vor die Welt hinaustreten, so sind wir eine große Familie, in der jeder den Bruder bis auf das Blut verteidigt.»

Darum werdet Ihr mir auch jetzt nicht die Schande antun, daß ich mit Winkelzügen unsere Uneinigkeit verstecken muß. Unsere Kraft liegt in unserer Einheit, laßt sie nicht zum Gespött werden vor der Welt. Schon weiß einer um die Zwiespältigkeit meiner Rolle; bald wird das Gerücht durchsickern, daß die Treue der Eidgenossen, einer für den andern, ein Märchen ist. Unser wartet ein großes Geschenk, seien wir würdig, es zu empfangen.»

Ruedi warf das Blatt hin und raffte das letzte auf.

«Nicht weiter, Ruedi, ich kann nicht mehr. . . » Wettstein lag steif wie ein Klotz mit geschlossenen Augen, die Zähne in die Lippen verbißen. Schweiß stand auf seiner Stirn, endlich preßte er hervor: «Korporal Hans soll morgen in frühester Stunde den Brief nach Wesel tragen.» Ruedi siegelte den Brief und überschrieb ihn mit der Adresse. «Reite mit ihm, Ruedi, die Straßen sind unsicher, zwei können sich besser durchschlagen als einer. Ihr nächtigt in Wesel und kommt übermorgen auf die Nacht heim.»

Er winkte mit den Augen, Ruedi solle ihm den versiegelten Brief noch einmal zeigen. Johann Rudolfs Blick ruhte in leidenschaftlichem Schmerz auf dem verschlossenen Umschlag, ja, die Inbrunst seiner Miene schien einen Zauber über das Papier zu legen.

«Fünfzehn bis zwanzig Tage lang wird der Brief reisen, dann werden die Herren in Zürich ihn lesen; einer wird sich auf die Reise zu Herrn Zwyer von Evibach begeben; wenn er guten Willens ist und nicht verreist und haben die Orte eingewilligt, so muß das Favorschreiben verfaßt und von allen Orten unterschrieben werden, bis dahin kann es Ende Januar sein . . . du guter Gott! Und danach muß das Schreiben den ganzen Rhein abwärts reisen und über Land zu uns gelangen, vor Mitte Februar kann es nicht in unseren Händen sein.»

«Solange müssen wir die Reichsstände hinhalten.»  
«Reigersberger wird schon dafür sorgen, daß das Schreiben an den Kaiser nicht zu früh abgeht . . . geh, Ruedi, laß mich allein und melde mich bei Longueville.»  
«Aber nicht auf morgen, Onkel.»

«Auf übermorgen, Ruedi, aber keinen Tag später.»

## VIII.

Der eine Tag, den Wettstein dem Krankheitsteufel zum Rückzug eingeräumt, hob schlimmer an, als je ein Krankheitstag vorher. Fritz und Giggishans waren ratlos. Der Wirt stand verstört in der Türe und sah auf das verkrümmte, leidende Stück Menschheit, das da vor seinen Augen einen wilden Kampf gegen die Schmerzen führte.

Gegen Mittag zischte Wettstein: «Hans, hole den Bader.» Fritz stürzte schon aus der Tür, froh, etwas tun zu dürfen, die Gasse entlang und in die Bude des heilkundigen Mannes. Der Bader war noch beschäftigt, einige Soldaten zu barbieren. «Wie lange zwackt's den Herrn Gesandten schon», fragte er über den Kopf eines schwarzhäarigen Tschechen fort, den er mit leichter Hand einseifte.

Fritz sagte, was er wußte, und der Bader rief seiner Frau, sie solle ihm die Ventusen und die kurze Lanze bereitmachen. Als er Fritzens ungläubiges Gesicht sah, ereiferte er sich und schwang sein Rasiermesser in possierlicher Schnelligkeit um Kinn und Wange des Soldaten, der die Knie hochzog vor Angst.

«Ich könnte den Herrn auch mit dem Messer traktieren, aber die Lanze hat schon Wunder getan, mit der habe ich manchem das kranke Blut zum Fließen gebracht, morgen ist der Herr Vater wieder auf den Beinen.»

Fritz schauderte es; und sehr schweigsam führte er den Bader zu seines Vaters Losament.

Als der Mann, der sich auch gern Wundarzt nannte, neben Johann Rudolfs Bett stand, betrachtete er den Kranken, die Arme über der Brust verschränkt, und sagte: «Hm . . .», als sei, was er da vor sich sah, nichts Absonderliches. Nasse Kantonemente und Wein, um die Seele warm zu halten; auf diesen zwei Beinen lief das Podagra hinter jedem Manne her. Der Bader befahl Hans und Fritz, den Kranken aufzurichten; das war ein schlimmes Stück Arbeit, aber schlimmer noch war es, zuzusehen, wie der Wundarzt den verkümmerten Rücken mit Bürste und Saktuch rieb, bis Johann Rudolf mit ergebener Stimme zu Fritz sagte, er sollte schauen, ob noch ein Fetzen Haut vorhanden sei. Der Rücken war blutig gescheuert, und Fritz wandte sich empört ab. «Ihr schindet meinen Vater», schrie er auf, die Hände über die Augen gepreßt. «Vater, schicke ihn fort, das ist grauenhaft.»

«Muß sein, muß», ächzte Johann Rudolf, «aber rücke einmal mit deinen Ventusen auf, Bader.» Als auch diese Operation unter viel Hokuspokus des Wundarztes vollzogen war, — Wettstein hatte ohne einen Schmerzenslaut hingehalten, — verlangte er niedergelegt zu werden; er atmete schwer, aber nun kam die wundertätige Lanze daran.

«Laß ihn dich nicht stechen, Vater», schrie Fritz auf.

«Setz den Buben heraus, Hans», sagte Wettstein rau, «das ist kein Anblick für ihn.»

«Nein, ich laufe nicht fort, ich bleibe», sagte er trotzig.

«Dann fang an, Bader.» Der Bader nahm die Lanze, wischte sie mit seinem unsauberem Rockzipfel ab. «Reinlichkeit muß sein», sagte er und stieß mit schnellen, kurzen Stichen in Wettsteins Rücken. Fritz hielt sich die Ohren zu, weil der Vater mehrmals einen kurzen, gelenden Schrei ausstieß. Die Operation dauerte nicht lange, aber das Blut floß reichlich; Hans hielt ein Tuch unter die Wunden, aber schon sank Wettstein, seiner Sinne beraubt, auf den Strohsack zurück.

«So ist's gut», sagte der Bader, «nun fließt die Krankheit ab», wischte die Lanze im Bettuch rein, packte seine sieben Sachen, ließ sich von Fritz einen Taler aushändigen und verließ im Hochgefühl seiner Wissenschaft den halb umgebrachten Patienten.

Johann Rudolf war bald wieder bei Besinnung, aber zu schwach, um ein Lebenszeichen zu geben; Hans, der seinen Herrn unablässig beobachtete, sah das Leben in die Augen zurückkehren und winkte Fritz, er solle die warme Gerstensuppe aus der Ofenröhre bringen.

«Bin ich eine Wöchnerin?» flüsterte Wettstein. «Bring Würzwein, Hans, aber starken.»

«Das Blut wird von neuem fließen, wenn du den Wein trinkst, Vater.»

«Es soll fließen, raus mit dem giftigen Zeug!»

Hans bereitete gehorsam den starken, heißen Wein; als Johann Rudolf ihn getrunken, trat zwar ein, was Fritz verkündigt, aber ein leichter Rausch half dem Bürgermeister über die Schmerzen fort, die ihm die Wunden bereiteten. Die frühere Plage hatte tatsächlich nachgelassen, oder war Wettstein nur zu schwach, sie zu empfinden? Immerhin, vierundzwanzig Stunden später lehnte er blaß und mit eingefallenem Gesicht in seinem Lehnstuhl, arbeitend und schreibend wie zuvor.

## Umzug Der Knabenschützen

ZUM ZÜRCHER KNABENSCHIESSEN

**Derummeditrumm! Derummeditrumm!  
Jetzt ziehn wir mit der Trumm' herum!  
Wir sind die Knabenschützen.  
Das Herz sitzt auf dem rechten Fleck.  
Die Hand zu üben ist uns Zweck,  
und unferne Augen blitzen.**

**Derummeditrumm! Derummeditrumm!  
Wer heute fehlt, ist faul und dumm;  
denn Preis und Ehr' geschieht uns.  
Scharf in der Scheibe sitzt der Schuß.  
Wir ziehn in Reihen, Fuß vor Fuß,  
und unferne Heimat sieht uns.**

**Derummeditrumm! Derummeditrumm!  
Die Berge stehn so märchenstumm,  
als lauschten sie den Trummen.  
Die Wasser raunen ums Gestein.  
Ein Gletscher glüht im Abendschein.  
Und ferne Glocken summen.**

**Derummeditrumm! Derummeditrumm!  
O Heimatland, du Heiligtum,  
du Liebste, was wir haben,  
da sinnst du so, da staunst du so:  
Da schreiten wir so stolz und froh,  
die Schweizer Schützenknaben!**

Ernst Zahn

Johann Rudolf hatte das Pochen an der Türe überhört. Erst beim Klange einer krächzenden Stimme hob er den Kopf. Auf der Schwelle stand ein kleines Herrchen, das verschrumpft wie eine Backpflume in seinen viel zu weiten Gewändern steckte und eine zierliche Begrüßung hervorgeschnarrt hatte. Bevor Wettstein nur ein Wort äußern konnte, war ein Diener an dem Alten vorbei in die Stube getreten und rief nun mit starker Stimme: «Der Herr Kanzler Reigersberger, Vertreter seiner kurfürstlichen Eminenz, des Kurfürsten Anselm Kasimir von Mainz!»

Oho, dachte Wettstein, Reigersberger in höchst eigener Person, Vorsicht! Glatteis. Ueber dem Haupt des kleinen Alten war Giggishans Gesicht mit offenem Munde zu sehen. Johann Rudolf ließ ihn, den besten Stuhl bringen. So war schon einige Zeit vergangen, in der Wettstein fieberhaft überlegen konnte, was Reigersberger vorhaben mochte und welchen Standpunkt er selber zu beziehen hatte.

Der Kanzler war mit seinem Stuhl ganz nahe neben Johann Rudolfs Sessel gerückt. Nun lehnte er schief über die Armlehne gebeugt, sein Anliegen ungnädig und quärend wie ein müdes Kind vorbringend; mit einem langen blauen Finger tippte er dabei dem Bürgermeister mehrmals auf die Brust, die andere Hand knisterte nervös in einem Brief, den er als Botschaft Longuevilles bezeichnete, die ihm soeben zugegangen.

«Auf diesem Blatte stehen die eidgenössischen Beschwerden gegen das Reichskammergericht; der Herzog rät mir, das Schreiben an die Vertreter der Reichsräte, hier und in Osnabrück, mit den nötigen Empfehlungen weiterzuleiten . . . erstaunlich, welch warmes Interesse die Franzosen an Ihnen nehmen!» Seine Stimme überschlug sich vor Erregung. «Nachdem Frankreich das Elsaß in die Tasche gesteckt hat, möchte es vom Reiche noch manches Zipfelchen abreißen. Noch heißt es, im Interesse der Eidgenossenschaft, aber wehe, wenn das Kind sich erst von des Vaters Hand losgemacht hat!»

«Das Kind ist seit langem gewohnt, allein zu gehen.»

« . . . ja, was begehren Sie dann noch von den Reichsständen?»

«Nichts, Herr Kanzler, meine Instruktionen lauten auf die französische und die kaiserliche Gesandtschaft allein.»

«Ah, Sie meinen ein Druck von rechts, ein Druck von links, und das Reich wird euch die Exemption gewähren.»

Bei dem Wort 'gewähren' wollte Johann Rudolf auffahren, aber er sagte nur gelassen: «Die Exemption steht nicht zur Diskussion, nur ihre schriftliche Bestätigung und damit die Aufhebung der schwebenden Prozesse in Speyer.»

Der Kanzler lachte höhnisch auf. «Steht nicht zur Diskussion, so, so! Das Reichskammergericht hat uns ein Verfahren gegen Basel als richtig und berechtigt dargestellt, also scheint man in Speyer von der indiskutablen Exemption nichts zu wissen . . . fahren Sie nach Hause, Herr Gesandter, wozu wollen Sie sich unnützer Mühen unterziehen?» Johann Rudolf lächelte ablehnend, so fuhr Reigersberger in erhöhtem Aerger fort. «Ja, wenn Sie wollen, kann ich Longuevilles Anregung nach Osnabrück schicken, reisen Sie hinterdrein und lassen Sie sich auch dort abweisen. Die protestantischen Reichsstände sind ihren Forderungen ebenso abgeneigt wie mein Herr, der Kurfürst Anselm Kasimir.»

«Ich gedanke allerdings in den nächsten Tagen nach Osnabrück zu reisen.»

«Mit Ihren Zürcherischen Briefen in der Hand . . .» Der Alte kniff ein Auge zu und sah Johann Rudolf lauernd an.

Wettstein fühlte sich erblassen . . . was wußte Reigersberger von dem mangelnden Kreditivbrief? . . . «Meine Papiere sind in der kaiserlichen Gesandtschaft niedergelegt.»

«Und ich, was bekomme ich?»

«Es besteht kein Befehl, mich bei dem Reichsdirektorium zu melden. Dr. Volmar wird Ihnen jede Information geben. Seit dem Jahr 43 stehen wir mit dem Kaiser wegen der Verstöße des Reichskammergerichtes in Verbindung; nur mit dem Kaiser habe ich zu verhandeln.»

«Und Sie meinen, Ferdinand könne irgendeinen Entschluß ohne die Genehmigung des Reiches ausführen? In dieser Zeit, wo die Fürsten dem Kaiser über den Kopf zu wachsen drohen? Nein, mein Lieber, Sie kennen unsere Macht Habsburg gegenüber noch nicht.»

«Wie sich der Kaiser mit den Reichsständen vereinigt, darf mich nicht kümmern.»

«Er wird sich nicht vereinigen!»

«Der Herzog von Longueville ist indessen der Ansicht, das Reich täte wohl daran, unser Anliegen . . .»

«Ich weiß, ich weiß, Mazarin und Ferdinand meinen, die Schweizer Freundschaft nicht unterbreiten zu können, mögen sie um Ihre Gunst werben, das Reich aber gedenkt, auf eigenen Füßen zu bleiben und den Kampf mit . . . den dreizehn Orten aufzunehmen.»

«Den Kampf mit mir, Herr Kanzler, als dem Vertreter eidgenössischer Interessen.»

Wettstein erhob sich schwerfällig in der Hoffnung, das gefährliche Gespräch abzubrechen; der Schmerz schnitt ihm wie mit kleinen Messern in die Gelenke, er wurde noch um einen Schatten blässer, qualvoll zuckte es ihm um den Mund, aber er stand gerade aufgerichtet und sah auf den kleinen Herrn hinunter.

Der aber ließ sich nicht beirren. «Gut so, schön so», krächzte der Alte, «dann halte ich mich an Sie; ich werde die Reichsräte in Osnabrück unterrichten, ganz nach Ihrem Wunsch, mein Lieber, aber Sie werden Widrigkeiten zu schlucken haben.»

Wettstein fühlte seine Kräfte schwinden, zum Glück aber brach gerade im schlimmsten Moment der Kanzler die Audienz ab. Johann Rudolf zwang sich, den alten

(Fortsetzung Seite 1128)

Herrn bis zur Türe zu geleiten, nicht ohne seine Abschiedsworte in ein Rankenwerk von Komplimenten über die einflußreiche Tätigkeit des Herrn Kanzlers einzukleiden. Das Lächeln wurde ihm schwer, und als er endlich wieder in seinem Stuhle saß, stöhnte und fluchte er sich alle unterdrückten Schmerzen von der Seele.

«Der Kanzler wird mir Schwierigkeiten machen wie er kann», sagte Wettstein verzweifelt zu Ruedi Burckhardt, der gekommen war, sich nach dem Verlauf der Unterredung zu erkundigen. «Ich werde dir einen kurzen Bericht an d'Avaux diktieren. Es wäre mir lieb, wenn er den Herzog vor meiner Audienz von der Einstellung des Reichsdirektoriums unterrichtete.»

«Laß mich zum Grafen d'Avaux gehen, Vater.»

«Es scheint mir, du liebst die Franzosen, mein Kleiner.»

«... Ja», sagte Fritz ruhig nach einigem Zögern.

Später, als Fritz mit dem Brief fortgegangen war, benutzte Wettstein die letzte Nachmittagsstunde, an Anna Maria und Freund Rippel zu schreiben. Anna Maria war leidend, wie Johann Rudolf aus ihrem letzten Brief erfahren ... arme Frau ... er wußte, daß sein häufiges langes Fernsein eine krankhafte Eifersucht in ihr geweckt hatte; eine Eifersucht auf alles, das sie nicht mit ihm teilen konnte. Früher hatten auch unbekannte Frauen ihre Phantasie beängstigt. Wettstein lachte bitter vor sich hin, wenn er an diesen Grund ihrer Eifersucht dachte; er hatte in seinem Kämpferleben nie Zeit für Frauen gehabt, aber Anna Maria spürte wohl, daß er ihnen deswegen keineswegs abgeneigt war. Nein, ihre Eifersucht traf auch die Männer, mit denen er gemeinsam Kraft und Zeit verschwendete, wie Anna Maria sich auszudrücken beliebte; sogar die Eidgenossenschaft an sich mit ihren hundert Plagen, die der lange Krieg ihr gebracht, erschien der Frau als Störenfried ihres häuslichen Glückes. Für sie war Johann Rudolf nicht in erster Linie der führende Mann, sondern der unhäusliche Ehegatte, der die Welt mit dem Heim vertauscht hatte.

Johann Rudolf bemühte sich in aller Liebe an Anna Maria zu schreiben. Würde sie denn nie begreifen, was er an Ruhe, Frohsinn und wahren Vergnügen dem Vaterland geopfert hatte? Wenn er dem Hause fern war, so schwebte ihm stets als lockendes Bild seine große getäfelte Stube vor, wo er still in seinem geschnitzten Stuhle saß, dem Lautenspiel und Gesang seiner Töchter lauschte und auf Anna Marias immer fleißige Hände sah. Mußte ihr die Freude an seinem Heim, die er so gerne zeigte, nicht Entschädigung für sein vieles Fortsein bedeuten? Es schien nicht so, auch jetzt wieder forderte sie zornig seine Rückkehr: aber er konnte doch nicht fort. Und wenn sie an ihrer zornigen Sehnsucht langsam starb, wie sie es voraussagte?

Johann Rudolf preßte die Lippen aufeinander; daran durfte er nicht denken. Er war bereit, Leben und Besitz dem Vaterland zu opfern; was er begonnen, würde er durchführen.

Am folgenden Tag gelang es Johann Rudolf außer dem Bett zu sein; er saß in einem Armstuhl, das umwickelte Bein auf ein Taburet gestützt; es war Zeit, daß es gebrauchsfähig wurde. Aegerlich klopfte er mit seinem Stock den Takt zu einem Reitermarsch auf den Boden, den hier jeder blies und sang und pfiff und trommelte; für alle Zeiten würde ihm mit dieser Melodie der Begriff von Schmerzen, salziger Butter, saurem Bier, Kälte und Perücken verbunden bleiben; dieses Mistphalen, dieses elende Land; Johann Rudolf unterbrach sein Konzert mit dem Stock und lauschte; ein Wagen hielt vor dem Tor; fremde Stimmen ertönten im Flur, es wurde französisch gesprochen, das war d'Avaux selber, und schon riß Giggishans die Tür auf, und der französische Gesandte ließ in seiner vollen Eleganz die Bescheidenheit des Raumes zu völliger Aermlichkeit herabsinken.

Aber d'Avaux war zu höflich, einen Blick in die Runde zu tun, und Johann Rudolf focht die Einfachheit seines Quartiers nicht an.

Was für ein Mann, dieser d'Avaux, dachte Wettstein, während er mit ihm konferierte; wieviel Liebenswürdigkeit, wieviel Teilnahme; gewiß ist vieles nur ein hübsches Gewand, das blenden soll, aber die Mühe, die ein Mensch sich in der Liebenswürdigkeit gibt, darf nicht unterschätzt werden. Unsere berühmte ehrliche Grobheit ist sehr oft seelische Faulheit; wer würde sich bei uns die Mühe nehmen, seinen Mitmenschen in eine wohlgehobene Stimmung zu versetzen. Er ist wohlthuend, dieser d'Avaux. Wettstein legte sich behaglich zurück, das lebhafteste Mienenpiel seines Gastes mit dem Blick des Menschenkenners studierend.

«Der Herzog», sagte d'Avaux und legte seine gepflegte Hand leicht auf Wettsteins gesundes Knie, «läßt Ihnen baldige Besserung wünschen, er wird Ihr Schreiben mit aller Gründlichkeit studieren; er ist genau wie ich fest entschlossen, die Exemtion in den Friedensvertrag aufzunehmen. Der Herzog sagte mir, als ich mich soeben von ihm beurlaubte, die Schweiz muß als souveräner Staat anerkannt werden; Wettstein, wenn Sie diese Auffassung auch dem Reiche abgewinnen, haben Sie den großen Wurf getan.»

«Aber Anselm Kasimir hat neben dem Kaiser die oberste Macht im Reiche; wie ich Ihnen schrieb, hat mir sein Kanzler rund herum den Krieg erklärt.»

Da könne er wenig helfen, denn an Kurmainz wolle Frankreich sich nicht die Finger verbrennen, aber die

Kurfürstentümer Bayern, Köln, Brandenburg werde man zu Wettsteins Gunsten beeinflussen können. Kurmainz dürfe die Beratung über die Schweizer Exemtion auf die Dauer nicht umgehen. Die Reichsstände müßten sich demnächst in Osnabrück mit der schweizerischen Angelegenheit befassen.

Wettstein erinnerte d'Avaux noch daran, daß er vorhin von der Schweiz als souveränem Staat gesprochen, ob er wohl einen diesbezüglichen Passus für den Friedensvertrag würde aufsetzen lassen?

«Gewiß, gewiß», sagte d'Avaux zerstreut und erhob sich, um durch das Fenster nach seinem Wagen Ausschau zu halten. «Ich lasse Sie jetzt allein, Sie haben Schmerzen, auch wird meine schöne Freundin ungeduldig werden, die draußen in der Kutsche hin und wider fährt; zwar unterhält Ihr Sohn die Demoiselle wie ein gelernter Page.»

Wettstein hörte nicht auf die letzten Worte, d'Avaux sollte ihm jetzt nicht entschlüpfen. «So darf ich Ihren schriftlichen Entwurf demnächst erwarten?» sagte er nachdrücklich, d'Avaux die Hand zum Abschied reichend.

«Schriftlicher Entwurf? Gewiß, den sollen Sie haben.» D'Avaux hatte Lucinde erspäht, so fiel sein Versprechen, obzwar ehrlich gemeint, doch in reichlich galantem Ton aus.

Als er gegangen, und Fritz mit glühenden Wangen neben seinem Vater stand, strich Wettstein ihm gedankvoll über den Kopf. «Willst du Bürger eines souveränen Staates werden, Fritz? Gott helfe uns zu Kraft und Einigkeit, dann werden wir es erreichen.»

«Wie weit mögen sie daheim mit der Aufstellung des Heeres sein, Vater?»

«Die Debatten über das Defensional sollten endlich abgeschlossen vorliegen. Fritz, setz dich nieder und schreibe der Mutter einen Brief, morgen geht die Post ab, erzähle ihr, was du tust und treibst und was du alles lernst, sie wird sich freuen.»

Fritz setzte sich gehorsam an den Tisch, aber seine Miene war einigermaßen skeptisch, als er zum Gänsekiel griff, um zu berichten, was er «tat und trieb und lernte».

## IX.

Johann Rudolf hatte sehr gehofft, ein Schriftstück der Franzosen in Händen zu halten, bevor Reigersberger den Kurfürsten- und Fürstenrat in der Schweizer Angelegenheit zusammenrief; aber obgleich Kurmainz sich völlig untätig verhielt, und der Januar immer weiter vorrückte, fand Longueville keine Zeit, mehr als freundliche Worte zu sprechen. Ueber die versprochene Friedensklause keine Zeile.

Des Herzogs Dolmetscher, Jeremias Stenglin, ließ zwar durchblicken, daß die französischen Gesandten nach wie vor die Reichsräte mit gütlichen Ratschlägen traktierten, aber was wollte ein wenig Zureden gegen die hartnäckige Untätigkeit Reigersbergers bedeuten!

«Ruedi», sagte Wettstein nach Tagen vergeblichen Wartens, «ohne die schriftliche Erklärung Frankreichs, uns in den Frieden einzuschließen, können wir keinen Druck auf Reigersberger ausüben; mein Gott, womit sollen wir uns die Franzosen zu Willen machen?»

Johann Rudolf, der mit allem Schaffensdrang an den Kongreß gekommen, sah sich vor Mauern der Passivität zu einer tatlosen Blockade verurteilt. Oft ging er wohl eine Stunde lang in seinem Zimmer hin und her wie ein Tier im Käfig; immer noch einen Tag verlieren und immer noch einen Tag ... warten, warten, warten, das lernte man hier, aber es war ein schweres Lernen für einen Mann der raschen Tat.

«Giggishans», rief er an einem besonders leeren Morgen aus der Tür, «bringe mir die hohen Stiefel; ich will einen Lauf um die Stadt machen.»

«Herr Bürgermeister», sagte Giggishans bedächtig, «das gibt wieder eine schlimme Nacht; alle Krankheiten stecken draußen in der Luft; ich halte die Fenster schon seit drei Tagen fest verschlossen.»

«Und ich ersticke in der muffigen Luft, draußen blitzt die Sonne auf dem trockenen Schnee, ich gehe spazieren!»

«Die Sonne hat noch niemanden kuriert, der Herr Bürgermeister soll nur beim warmen Ofen bleiben und heißen Würzwein trinken.»

«Fahr ab mit deinem Ofen und deinem Giftwein!» schrie Wettstein wütend; «ich habe genug vom Stubenhocken! Bring die Stiefel!»

Giggishans ging mit beleidigtem Gesicht davon und murmelte vernehmlich: «Morgen muß ich den Bader mit der Lanze holen.» Aber Johann Rudolf ließ sich nicht abschrecken, befahl sogar Ruedi und Fritz heran und machte sich mit ihnen auf den Weg.

Giggishans behielt unrecht; Sonne und Luft hatten das Podagra nicht befördert, im Gegenteil, am nächsten Morgen fühlte Johann Rudolf sich wie neugeboren, seine Energie war wieder blank und stahlhart, und wenn er sich auch vor Kurmainz hüten sollte, heute beschloß er, den Alten selber aufzusuchen und zu sehen, woran es lag, daß das Räderwerk der Verhandlungen stockte. Er ließ sich also durch Ruedi bei den Kurmainzischen anmelden und trat am Nachmittag in das überhitzte Zimmer des greisen Kanzlers.

Dieser kam Wettstein mit einer Miene entgegen, die Freundlichkeit ausdrücken sollte, aber nicht mehr war, als ein Wetterleuchten zwischen Bosheit und Heuchelei.

«Sie kommen zur guten Stunde, mein Freund, soeben wurde beschlossen, Kurfürsten und Fürstenrat auf morgen einzuberufen.»

Wettstein verneigte sich schweigend, um seinen freudigen Schrecken zu verbergen ... war das Volmars Werk? Als er sich aufrichtete, sah er mehrere Briefe in der Handschrift des kaiserlichen Gesandten auf dem Schreibtisch liegen. Reigersberger, der Johann Rudolfs flüchtigem Blick gefolgt, legte seine Spinnenfinger über die Schriftstücke.

«Die kaiserlichen Gesandten sind in großer Eile, Ihr Anliegen zu fördern; die Herren fürchten wohl, Longueville möchte Sie zu tief in seine Arme schließen.»

«Ich hoffe auf das Wohlwollen aller Parteien», sagte Wettstein gemessen. «Auch der Erzkanzler des Reiches wird einer freundschaftlichen Stadt ihr Recht nicht vorenthalten wollen.»

«Freundschaftliche Stadt? Noch scheint uns Basel eine Reichsstadt zu sein! Mein lieber Herr Gesandter ... aller dreizehn Orte, wir wollen sehen, ob die gesamte Eidgenossenschaft gegen unsere Auffassung protestiert.»

«Die Eidgenossenschaft hat noch nie einen der ihren in der Not verlassen.»

«Ist der Herr Gesandte in Not?»

«Ja.» Johann Rudolf trat einen Schritt vorwärts und sah Reigersberger fest in die scharfen, bösen Augen. «Ja, Herr Kanzler und Sie verhehlen mir nicht, daß Sie wissen, wo meine Not wurzelt, aber in einem ehrlichen Zweikampf», Johann Rudolfs Antlitz überflog ein schönes Lächeln, «in einem ehrlichen Zweikampf gibt man dem Gegner Zeit, wieder fest auf die Füße zu kommen. Ich weiß, Sie werden mir morgen in der so wichtigen Versammlung keinen Rückenstoß versetzen.»

Reigersberger nahm die Brille ab und sah Wettstein aus seinen entzündeten Augen verblüfft an, dann putzte er umständlich die Brillengläser, murmelte, er wisse von keinem schwachen Punkt, durch den er seinen verehrten Gegner zu Fall bringen könne und ging dann eilig zu Einzelheiten im Wachersden Fall über.

Als der Bürgermeister sich verabschiedet hatte, nahm Reigersberger den Brief der kaiserlichen Gesandtschaft noch einmal zur Hand, rückte nahe an die lodernde Flamme des Kamins und las ihn mit ärgerlich spottender Stimme halblaut durch:

«Wir wollen den Herren und Exzellenzen nicht verhalten zu sagen, daß die Stadt Basel schon seit 140 Jahren als ein Glied der Eidgenossenschaft gehalten und vermöge ihrer Freiheit nie zu irgendwelcher Dienstbarkeit dem Reiche gegenüber angehalten worden. Es ist auch nimmer zu gedenken, daß die Schweizer dergestalt einen Bruch und Eingriff in ihren freien Stand werden machen lassen, es steht vielmehr zu erwarten, daß der Abgeordnete, wenn man seiner Vaterstadt die Freiheit disputieren machen wollte, sich alsobald bei den französischen und schwedischen Gesandten beschweren würde. Diese aber würden sonder allen Zweifel zu höchstem Nachteil des heiligen römischen Reiches den Anlaß nicht versäumen, die Gunst und Zuneigung der Stadt Basel und gemeiner Eidgenossenschaft in erhöhtem Maße zu gewinnen. Die Notdurft erfordert also, dem Kammergericht zu befehlen, daß die angefangenen Prozesse gänzlich dahingestellt und inskünftig derlei Kläger an die Obrigkeiten, worunter die Beklagten gesessen sind, gewiesen werden, allwo sie billig das ergehende Recht ihnen wohl und weh tun lassen und sich keine weitere Provokation anmaßen sollen.»

Reigersberg warf den Brief beiseite.

Wenn mein schlecht akkreditierter Herr Gesandter den Inhalt dieses Schreibens kannte, er würde mit größter Zuversicht den Verhandlungen entgegengehen. Der Greis lachte höhnisch auf. Aber sein Hohn galt nicht Johann Rudolf, sondern den Großen, die um die Freundschaft der Kleinen buhlten; dieser Wettstein! Er wird Recht bekommen und mehr als das. Ein Jammer, daß so ein Eidgenosse kein besserer Intrigant ist! Der könnte, wenn er die Fäden gehörig durcheinander zu bringen wüßte, jeden Vorteil erzwingen. Aber vielleicht schafft er's auch durch die Ehrlichkeit; in diesem Schlangennest, wo Intrigen die tägliche Nahrung sind, schnappt jeder mit Lust nach einem ungewohnten Bissen.

Der Alte wackelte mit dem Kopf und lachte sein brüchiges Lachen ... man nennt ihn hier den Schweizerkönig; sie wollten ihn ausspotten, aber über Nacht ist das Wort zu einem Ehrentitel geworden; ich mag ihn gut leiden, diesen furchtlosen Mann, der bei keinem Hieb auch nur mit der Wimper zuckt. Der Kanzler läutete seinem Sekretär und begann einen Brief an die Reichsräte in Osnabrück zu diktieren, der bedeutend günstiger ausfiel, als es noch am frühen Morgen seine Absicht gewesen.

Johann Rudolf hatte trotz der trüben Aussicht für die morgige Ratssitzung die gute Wirkung bemerkt, die er bei Reigersberger hinterlassen und fragte sich in bescheidenem Erstaunen, was wohl die Veranlassung sein mochte. Es war ihm schon mehrmals in Münster bei Verhandlungen mit höheren und untergeordneten Persönlichkeiten so ergangen und auch früher in der Heimat, daß Widersacher sich unversehens in Freunde wandelten.

(Fortsetzung folgt.)